

Predigt Eversten 31.8.2014

Predigtreihe Vaterunser - 5. und 6. Bitte:

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.

Liebe Gemeinde,

wenn man gegenwärtig die Zeitung aufschlägt, drängen sich Themen zur Frage des Bösen geradezu auf. Die Süddeutsche zitiert Frank Walter Steinmeier mit dem Wort, dass es nach dem zweiten Weltkrieg keine Zeit gegeben habe, in der so viele, bedrohliche Krisen gleichzeitig zu bewältigen waren. Völkermord an den Yeziden, Christen und Schiiten im Irak, Bürgerkrieg in Syrien, Konflikt um den Gaza Streifen, nahezu vor der eigenen Haustür: Bürgerkrieg in der Ukraine, blutige Konflikte in Mali, dem Yemen, in Nigeria und anderen afrikanischen Staaten. Die Rede von der Achse des Bösen scheint sich zu bewahrheiten.

Doch halt! Es geht heute nicht um Weltpolitik und Welterklärung. Es geht um die sechste und siebte Bitte des Vaterunser, eines Gebets. Und nach einem Wort Simone Weils ist das Gebet die „Aufmerksamkeit“, die „den

Abstand zwischen dem, was man ist, und dem was man liebt unablässig vor Augen hat.“¹ Das Gebet ist also eine sehr persönliche Sache. Es ist Aufmerksamkeit, hinsehen und nach dem fragen, was man ist und geworden ist, und es ist ein Nachsinnen darüber, wozu man einmal berufen war, was man liebt, wohin man strebt und wie man wirklich sein möchte.

Im Gebet geht es nicht um Welterklärung. Es ist aber auch nicht der Königsweg in die Gewissen der Menschen, der Weg, der über moralische Forderungen die Gewissen beunruhigen und lenken will. Die Bitte um Bewahrung vor Versuchung und um Erlösung von dem Bösen soll kein Sprungbrett für Forderungen nach moralischem Wohlverhalten und Normenkonformität sein. Nein, es geht bei unserem Glauben nicht um Moral und nicht um Welterklärung es geht – so ein Wort Schleiermachers – um das Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit und im Bereich der fünften und sechsten Bitte des Vaterunser um Abhängigkeit gerade in dem Bereich, in dem wir uns am wenigsten abhängig fühlen: im Bereich der menschlichen Freiheit. Gerade da, wo wir glauben eigenständig und frei

¹ Zit. Nach Dorothee Sölle, Leiden, 90

zu sein; da wo wir glauben eine freie, unbeeinflusste Wahl zu treffen, sind wir, mit einem Wort Martin Luthers, Knechte. Wir sind verführbar. So wie man auf einer schiefen Ebene fast unmerklich ins Gleiten gerät, setzt sich auch auf dem Boden unserer Freiheit fast unmerklich die Tendenz zum Bösen durch. Was wir wollen und lieben, tun wir oft nicht. Wozu wir bestimmt sind, verlieren wir aus den Augen. Was uns richtig erscheint, ist immer wieder nicht das, was unser Handeln bestimmt. Nahezu verzweifelt ruft der Apostel Paulus aus: „Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todverfallenen Leibe?“

Und wenn das Böse uns verführen und versuchen kann, dann kommt es in einer Weise, in der man es nicht gleich als Böses erkennt. Es zeigt sich im Gegenteil als Gutes, Erstrebenswertes und gibt seine verderbliche Seite nicht preis. Wenn wir darum beten, nicht in Versuchung geführt zu werden, erkennen wir diese Seite des Bösen an. Denn verführen lässt sich nur mit etwas, das gut erscheint, Appetit macht, und uns verlockt.

Im Gebet schenken wir dem unsere Aufmerksamkeit, wir spüren dem nach, wozu wir bestimmt sind, was wir eigentlich wollen und lieben und dem zu dem wir geworden sind. Und da finden wir uns unverhofft und immer wieder als Menschen, die dem, was sie lieben nicht entsprechen.

Der erste Schöpfungsbericht schließt mit der Erschaffung des Menschen: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Weib. ... Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte und siehe es war sehr gut.“ (Gen 1, 27, 31) Von allem Anfang an ist damit deutlich gemacht, wie Gott sich den Menschen denkt, wie der Mensch ist und sein soll. Er ist ein Beziehungsreiches Wesen.

- Er steht zunächst in Beziehung zu Gott: Gott ruft ihn ins Lebens, seinem Bilde gleicht er, von seiner Gnade lebt er, von ihm erfährt er Liebe, Erbarmen, Leben und Tod.
- Sodann ist der Mensch von Anfang an mit anderen Menschen in Beziehung. Er existiert nur mindestens zu Zweit, im Plural, als Mann und Frau – und man darf ergänzen: Mutter und Vater, Bruder und

Schwester, Freundin und Freund, Mitbürger und Mitbürgerin, Arbeitskollegin und Arbeitskollege. Nur in der Vielfalt der Beziehungen zu anderen Menschen ist der Mensch Mensch. Nur so wird er seiner Bestimmung gerecht.

- Und der Mensch lebt in der Beziehung zur Welt, der Erde die ihn trägt, den Tieren, die seine Mitgeschöpfe sind, der Luft, dem Wasser der Sonne, den Mond und den Sternen.
- Und er lebt in Beziehung zur Zeit, in vielfältiger Beziehung zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er ist in Geschichten verwoben, die ihn mit den Menschen vor ihm verbinden, in Liebe den Menschen seiner Gegenwart und in der Hoffnung nimmt er Beziehung zur Zukunft auf.

Als beziehungsreiches Wesen ist der Mensch gemeint, so ist er gut, nach dem Schöpfungsbericht sogar sehr gut. Und überall da, wo diese Vielfalt der Beziehung gestört, verkürzt und eingeengt wird, entspricht der Mensch nicht dem, was er liebt; wird er dem nicht gerecht, wozu er bestimmt ist: gibt er dem Bösen Raum.

Nun ist es die Aufgabe jedes einzelnen Christen mit Aufmerksamkeit dem nach zu spüren, worin er selbst an einem dieser Punkte aus der Vielfalt der Beziehung heraustritt: ob er Gott in seinem Leben Gott sein läßt, ob er seinen Mitmenschen in Liebe verbunden ist, wie er sich der Schöpfung gegenüber verhält und ob ihn Hoffnung trägt oder er sich der Verzweiflung überläßt – dies zu prüfen ist die Aufgabe jedes einzelnen und wo sich da Lücken zeigen, macht Martin Luther uns Mut, das „Vaterunser zu ergreifen“ und „von Herzen mit Gott“ zu reden: „`Lieber Vater, du hast mich heißen beten, laß mich nicht durch die Versuchung zurückfallen´“, so wirst du sehen, dass sie ablassen muss und sich endlich gewonnen geben.“ Das ist Aufgabe jedes Einzelnen. Gleichwohl möchte ich doch – und sehen sie es dem Diakonie Vorstand nach – wenigstens einen Punkt benennen, an dem ich heute eine besondere Verführung und Verführbarkeit durch das Böse entdecke.

Mit dem Ruf nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit trat die französische Revolution hervor und benannte damit zentrale Themen der Moderne. Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, so benennt Kant das zentrale Thema der Aufklärung. Und bis heute sind

Freiheit, Selbstbestimmung und Autonomie, Werte, die die Lebensorientierung der meisten Menschen bestimmen. Man will und kann in zunehmendem Masse frei und selbstbestimmt über sein Leben entscheiden und seine Lebensbedingungen in früher nicht gekanntem Masse selbst gestalten. Die Überzeugung, sein Leben in breitem Rahmen selbst bestimmen zu können, zeigt aber immer wieder ein Doppelgesicht:

Wer für die Gestaltung seines Lebens selbst verantwortlich ist, ist für das Gelingen, wie auch das Scheitern seines Lebens verantwortlich. Leben muss gelingen und gelingendes Leben wird überall zur Darstellung gebracht. Die Theologin Gunda Schneider-Flume spricht von einer „Tyrannei des Gelingens“. Die Menschen in der Moderne, so ihre These, geraten unter zunehmenden Druck. Leben muss gelingen um geachtet zu werden. Wer in seinem Leben scheitert, verliert die Achtung seiner Mitmenschen – so als würde nicht alles in unserem Leben mal scheitern, mal gelingen und als wären wir nicht alle im letzten abhängig von Gnade und Erbarmen Gottes, von der Liebe unserer Mitmenschen und der Hoffnung, dass auch die verschlossenste Zukunft noch Raum für Neues bietet.

Fataler Weise erstreckt sich mit zunehmenden Erfolgen der modernen Medizin diese Tyrannei des Gelingens auch auf den Umgang mit Gesundheit und Krankheit. In zunehmendem Masse werden die Menschen selbst für ihre Gesundheit verantwortlich gemacht. Die uns archaisch und längst überholt erscheinende Verknüpfung von Krankheit und Schuld kehrt unter dieser Perspektive zurück. „Die Hochschätzung der Selbstverantwortlichkeit“, so Schneider-Flume, „läßt umso stärker eine Schuldzuweisung an Kranke zu: sie hätten sich ihr Leiden selbst zuzuschreiben, weil sie vermeintlich nicht genug für ihre Gesundheit getan, sich ungesund ernährt oder nicht genügend Sport getrieben hätten.“

Das gute und erstrebenswerte Ziel des selbstbestimmten Lebens zeigt seine Schattenseiten an einem weiteren Punkt: Wenn der Mensch über sein Leben selbst bestimmen kann und soll, so wurde schon zu Ende des 19. Jahrhunderts gefragt, muss er dann nicht auch über seinen Tod selbst bestimmen können? Und, so wurde weiter gefragt, muss diese Entscheidung bei Menschen, die aufgrund einer Behinderung nicht für sich selbst entscheiden können, im Wohlverstandenen eigenen

Interesse, aus Mitleid sozusagen, von anderen übernommen werden? Seitdem diese Fragen vor etwas mehr als hundert Jahren von liberalen, fortschrittlichen Bürgern formuliert wurden, tauchen sie immer wieder auf und verlangen nach bejahender Antwort.

Ganz aktuell beschäftigt sich der Bundestag wieder mit der Frage nach der Tötung auf Verlangen. Eine erschreckend hohe Zahl von Menschen reist in die Schweiz, um dort zu sterben – der von bezahlten Helfern herbeigeführte Tod ist dort legalisiert. In Großbritannien ist die Redewendung „going to Switzerland“ ein Synonym für diese Form des Suizids. Und selbst der ehemalige Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und EKD Ratsvorsitzende Nicolaus Schneider überraschte die Öffentlichkeit mit der Mitteilung, dass er gegebenenfalls bereit wäre seine Frau, die an Krebs erkrankt ist, in die Schweiz zu begleiten. Motiv für diese Form des Tourismus in die Schweiz, so haben Umfragen ergeben, nicht die Angst vor unaushaltbaren Schmerzen, sondern die Befürchtung, das Leben nicht mehr selbstbestimmt gestalten zu können, die Kontrolle über den eigenen Tod zu verlieren. Das Recht auf den eigenen Tod erscheint als Krönung des Rechts auf das eigene Leben

und auf die Unabhängigkeit von allem, wovon ich abhängig sein könnte.

Macht sich hier nicht eine Versuchung bemerkbar, die uns unter dem Deckmantel des guten und erstrebenswerten Ziels der Selbstbestimmung wegführt von einer Beziehung zu Gott, die darauf vertraut, auch im Tode noch Gottes Gnade und Erbarmen zu finden? Und wie ist es um die Beziehung zu den Menschen um mich herum bestellt, wenn ich mich der anonymen Helferschaft eines Tötungsgehilfen überlasse? Und ist hier nicht die Beziehung der Zeit um die Dimension der Hoffnung beraubt? Beraubt um das Vertrauen, dass Sterben auch Leben ist und bis zuletzt Lebensmöglichkeiten eröffnet?

Diese letzte Möglichkeit die Selbstbestimmung über mein Leben zu bewahren – und sei es durch die Auslöschung meines Lebens überhaupt – gibt zu denken und läßt darauf aufmerksam werden, wie wir es überhaupt mit unserem Wunsch nach Selbstbestimmung halten. Ist unser Wunsch nach Unabhängigkeit von einem Bewußtsein davon begleitet, dass wir immer und überall in gleicher Masse auch abhängig sind? Ist und bleibt mir bewusst, dass ich jederzeit aus Gnade lebe, dass ich lebe, weil Gott mir das

Leben schenkt, weil Menschen um mich herum sind, mich begleiten und begleitet haben, dass ich lebe, weil ich in Geschichten eintrete, die lange vor meiner Geburt begonnen wurden und lange nach meinem Tod fortleben? Und wenn ich dies vergesse, dann ist's an der Zeit, mit Martin Luther zu sprechen, das „Vaterunser zu ergreifen“ und „von Herzen mit Gott“ zu reden in der Hoffnung, dass wir nicht versucht, sondern erlöst werden vom Bösen.

Amen.